Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 229. Bromberg, den 29. Dezember 1925.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(3. Fortsetzung.)

Noch in seine ersten Apothekerjahre hinein hatte ihn das Bild des Onkels begleitet. Er würde nicht Not haben, wie die Kollegen alt und grau zu werden, bis die Konzession ihn selbständig machte. Ihm würde der Onkel einmal eine Apotheke kaufen. Doch allmählich war das Bild dieses Onkels, der niemals kam, verblaßt und nun mußte er von dieser kleinen, alten Dame hören, daß besagter Onkel nur zehn Jahre in Amerika ausgehalten hatte, dann arm, wie eine Kirchenmaus nach Deutschland zurückgekehrt war und in Amorbach, einem kleinen stillen Städtchen im Odenwald, bei einem alten Uhrmacher Arbeit gefunden hatte. Später hatte er dessen Tochter geheiratet und Tante Therese war aus der Verbindung des Amerikaners und der Odenwälderin als einzige Frucht hervorgegangen. Sie wiederum hatte einen Postassistenten geheiratet und war eine Enkelmann geworden. Und dann war Minchen gekommen.

Dietrich Overweg grübelte und überlegte: in seinem Kopf begann sich ein Mühlrad zu drehen. War diese Tante Therese nun seine Tante oder war sie seine Kusine? Die Verwandtschaftsverhältnisse erschienen ihm überaus kompliziert und warum hatte sie vorhin gesagt, daß sie seine Patin sei und daß sie ihn gleich wiedererkannt habe? Bei seiner Taufe war sie nicht zugegen gewesen, da niemand in seinem Elternhause von ihrer Existenz wußte. Aber selbst wenn dies der Fall gewesen wäre: wie hätte sie ihn wiedererkennen können? War es möglich, daß er sich so wenig verändert hatte?

Endlich machte die Tante atemschöpfend eine Pause. Er stand sofort auf.

„Vielleicht belieben die Damen, nun sich alles vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus geklärt hat, mit hinauf zu kommen und sich meine Wohnung anzusehen. Sie ist hier im Hause, im dritten Stock. Ich habe einige nette Sachen, gewissermaßen sehenswerte Sachen, die ich den Damen gern zeigen würde"

Tante Therese verzog den Mund. Eine Tante siezt man nicht. Dieser Apotheker wußte noch immer nicht, was sich gehörte. Auch lädt man sie nicht ein, um ihr die Wohnung zu zeigen, sondern um ihr etwas anzubieten. Es war Kaffeezeit. Doch, wenn man keine Auswahl hat, muß man die Menschen nehmen, wie sie sind und nicht, wie sie sein sollen. Er war ihr einziger Verwandter in der großen Stadt und die Hauptsache blieb, daß sie mit ihm in Fühlung gekommen war.

Alles andere mußte sich später finden.

Die Wohnung des Apothekers Dietrich Overweg enthielt drei Zimmer, eine Badestube mit Zubehör und eine Küche. Das eine Zimmer, das nach dem Hofe zu lag, bewohnte Frau Schmidt, seine Wirtschafterin. Von den beiden Vorderzimmern diente ihm das kleinere als Schlafzimmer, das größere als „Museum". Frau Schmidt hatte das Zimmer am Tage ihres Einzugs so getauft, als Protest gegen die Zumutung, hier reinmachen zu sollen. In einem Museum wischt man nicht auf und staubt man nicht ab, wenigstens ist solches nicht die Aufgabe einer langjährigen Wirtschafterin mit besten Empfehlungen. Dazu sind Musumsdiener da. Wenn sie gewußt hätte, daß sie in ein Museum engagiert worden wäre, dann wäre sie garnicht zugezogen.

Jegliches Ding ist nur das, als was er uns erscheint. Dem Apotheker war der Protest das feinste Lob, das man seinem Wohn-, Arbeits- und Speisezimmer zollen konnte. Ein Museum! Wahrlich, nicht jedes Museum, das diesen Namen führt, hat ähnliche Schätze aufzuweisen.

Frau Therese Enkelmann saß auf dem grünen Plüschsofa und neben ihr saß Minchen und ihr gegenüber in einem der beiden Fauteuils, die rechts und links vom Sofa standen, saß Dietrich Overweg. Ein großer runder Salontisch, auf dem stolz der Globus thronte, ein Vertikow mit einem Muschelaufsatz und ein hoher Wandspiegel mit einem Säulenvorbau, auf dem Nippesfiguren und andere für das Leben notwendige Dinge abgelegt werden konnten, vervollständigten das Mobiliar. Doch dieses Mobiliar, das man in der gleichen Zusammenstellung, Farbe und Größe, mit den nämlichen Gardinen, Vorhängen und Makartbuketts in allen besseren Häusern finden konnte, bildete nur den Rahmen für jenes andere, Größere, Edlere, das den toten Gegenständen erst Leben einhaucht. Überall an den Wänden hingen sie, auf den Wandpaneelen standen sie, auf dem Vertikow, dem Ofensims, dem Spiegelvorbau lagen sie, die entzückendsten Reiseerinnerungen und Andenken, die man sich vorstellen konnte, die jedermann von seinen Reisen mitbringt, um seinen Freunden eine Freude zu machen.

Hier aber, im Museum des Dietrich Overweg, erfüllten die Reiseandenken einen anderen, höheren Zweck. Hier wurden sie zu Dokumenten, zu Alibis. Niemals hätte er in seiner Wohnung ein Stück geduldet, das er nicht selbst gekauft hätte, gekauft in der Stadt, deren Name nebst einem Bildchen auf dem besagten Stück verzeichnet war.

Mit großem Interesse hatte Tante Therese zuerst auf den Globus geblickt. Auch sie hatte zu Haus eine ähnliche Kugel stehen. Doch bei ihr war sie eine Kegelkugel und der selige Oberpostinspektor hatte sie einmal als Preis gewonnen. Man konnte die obere Hälfte abnehmen und dann war es ein Likörservice. Ihr Seliger hatte dafür gesorgt, daß es seinen Zweck erfüllte, daß der Genuß des schönen Kunstwerks nicht auf seinen Anblick beschränkt blieb. Darum gefiel ihr die große Weltkugel gleich und sie fühlte sich in diesem Raume heimisch, obgleich sie ihn zum ersten Male betrat. Ob Eierlikör darin war? Eierlikör trank sie am liebsten. Darin würde sie mit dem Neffen Brüderschaft trinken. So schlug man zwei Fliegen mit einer Klappe.

Aber Dietrich Overweg öffnete den Globus nicht, sondern wies auf die schwarzen Tintenstriche, die sich überall hinzogen. Es war eine mühselige Arbeit gewesen, von der großen Landkarte auf den kleineren Globus die Linien zu übertragen. Aber jede Arbeit trägt ihren Lohn in sich. Gab es noch einen Menschen auf der Welt, der solch einen Globus besaß? Hatte sie überhaupt schon einmal solch einen Globus gesehen?

Tante Therese verneinte die Frage, die sie kaum gehört hatte. Wenn uns jemand enttäuscht hat, interessieren wir uns nicht mehr für ihn. Sie würde die Enttäuschung, die ihr diese geschmacklose Kugel bereitet hatte, sobald nicht vergessen. Um sie aus den Augen zu bekommen, stand sie auf und trat an das Vertikow, auf dem sie ein Service von sechs Tassen erblickte, Tassen aus sehr feinem, dünnen Porzellan, die Landschaftsbilder trugen. Jede Tasse schmückte eine andere Landschaft und auf der Zuckerdose, auf der Milch- und Kaffeekanne war auch ein Bild. Aus diesen Tassen würden sie jetzt Kaffee trinken!

Overweg war ihren Blicken gefolgt. Jetzt stand er auch auf, holte das Kaffeeservice vom Vertikow und stellte es auf den Tisch. Ja, auch die Tassen waren wert, daß man sie ansah. Jede von ihnen wies die Ansicht einer anderen Schweizer Stadt auf. Basel, Zürich, Genf, Lausanne, Bern, St. Gallen, Schaffhausen, Lugano, Luzern. Überall war er gewesen. Andere kauften sich zur Erinnerung Ansichtspostkarten, teure Gemälde. Er besaß die ganze Schweiz in seinen Kaffeetassen.

Tante Therese nahm eine Tasse in die Hand.

„Aus einer solchen Tasse möchte ich jetzt Kaffee trinken."

Doch schon wies der Apotheker auf andere kostbare Stücke seiner wertvollen Sammlung, gab die Erklärung zu Fächern, Tamburins und Dolchen, die an den Wänden hingen, holte aus den Kästen des Vertikows Federhalter und Zigarrenspitzen, Portemonnais, Brieföffner und Briefbeschwerer und andere schöne Dinge, die alle einen anderen Ortsnamen trugen. Er zeigte einen schwarzen Teekasten, auf dem in glänzenden Farben eine Troika abgebildet war. Petersburg. Dann eine kleine Metallglocke vom Kreml, eine Erinnerung an Moskau. Zierliche Holzschnitzereien, Brotteller, Löffel und Gabeln wiesen nach Kiew und Odessa, ein schellenbesetztes Tamburin nach Neapel, ein Perlenvorhang nach Rom. Ein zierlich geraffter Kopfschal über dem Spiegel verriet, daß Herr Overweg auch schon in Christiania gewesen war. Ein Rosenkranz, aus Zedernholz gedrechselt, trug auf der größten Perle die Inschrift „Jerusalem". Eine kleine Sphinx, aus rotem Ton gebrannt, kunstlos und urwüchsig, wie die Naturvölker so etwas fabrizieren, war aus Heluan. Überall lagen, standen und hingen Andenken an schöne Reisen, wertvolle, hochkünstlerische und andere, primitive, urwüchsige. Und viele trugen an einer wenig sichtbaren Stelle ganz bescheiden in einer Ecke den Stempel ihrer Echtheit „Made in Germany".

Dietrich Overweg strahlte. Schön sind Reisen, schöner nach getaner Arbeit auf dem Globus die Reisen eintragen zu können, doch am schönsten, anderen zeigen zu können, wo man überall gewesen ist. Zum ersten Male in seinem Leben wurde ihm dieser Genuß zu teil. Denn er besaß keine Bekannten. Frau Schmidt interessierte sich nicht für seine Sachen und seine beiden Gehilfen wollte er nicht in sein Museum einführen. Er hatte ihnen einmal den Globus gezeigt und nicht den Beifall geerntet, den er erwartet hatte. Herr Thomas hatte die schwache Seite seines Chefs nicht entdeckt und Herr Färber war zu schüchtern gewesen. So war die Bekanntschaft mit dem Globus ziemlich kläglich verlaufen und hatte ihm den Mut genommen, neue Versuche anzustellen. Jetzt endlich konnte er das nachholen, hier waren seine Verwandten, die mit verständnisvollen Augen auf seine Schätze sahen.

Immer wieder öffnete er einen anderen Kasten, schleppte er ein anderes Photographiealbum herbei, oder ein neues Kunstprodukt, das an der Wand keinen Platz gefunden hatte. Bis tief in die Nacht hinein hätte er diese Tätigkeit fortsetzen können. Aber Tante Theresens Geduld war erschöpft.

Seit fast drei Stunden saßen sie hier, und schon zweimal hatte sie erklärt, daß sie gehen müßten, daß sie seit dem Mittagsbrot nicht mehr gegessen hätte und gewohnt sei, punkt vier Uhr ihren Kaffee zu trinken. Jetzt war es bereits sechs Uhr!

Der Apotheker hatte immer die gleiche Antwort gegeben, nur dieses eine möchte sie noch ansehen! Und dann dieses hier und dann jenes!

Da hatte sie die Hoffnung aufgegeben. Man kann ein gebildeter Mensch sein und doch gänzlich ungebildet hinsichtlich der einfachsten Pflichten, die man einer Dame schuldet.

Minchen schien weniger unter dem Hunger zu leiden, obgleich sie immer einen sehr guten Appetit hatte. Sie betrachtete gerade eine große Photographie, die neben dem Spiegel an der Wand hing und drei bedeutende Persönlichkeiten in einer Gruppe vereinte, eine Sphinx, ein Kamel und Herrn Dietrich Overweg. Die Sphinx lagerte im Hintergrunde am Wüstensaum; sie war so klein und undeutlich, daß man ihren nebensächlichen Charakter sofort erkannte. Die Hauptfiguren waren das Kamel und auf ihm, mit dem Tropenhelm auf dem Kopf und dem Zügel in der Hand, Herr Dietrich Overweg. Ähnliche Bilder hingen an der Wand„ Herr Overweg vor der Sophienkirche in Konstantinopel, Herr Overweg und der Kreml, Herr Overweg im Trajansbogen zu Rom, Herr Overweg an der Klagemauer in Jerusalem. Und immer waren die Proportionen richtig verteilt; man konnte sofort erkennen, was auf dem Bilde das Wichtigste war.

Sie hatte die Bilder, die alle das gleiche Format aufwiesen, von der Wand genommen und war ans Fenster getreten, um sie besser betrachten zu können. Dann hatte sie sie wieder hingehängt. Nur von dem letzten Bild konnte sie sich nicht trennen. Herr Overweg auf dem Kamel. So ungefähr hatte sie sich Napoleon vorgestellt, auf dem Zuge zu den Pyramiden. Fünf Jahrtausende schauen auf euch herab, hatte er damals zu seinen Soldaten gesagt. Fünf Jahrtausende! Herr Overweg auf dem Kamel sah aus, als ob er das auch sagen könnte.

„Sie haben die Bilder falsch wieder hingehängt. Das darf nicht sein."

Sie wurde dunkelrot vor Verlegenheit. „Wie? Verzeihung! Ist das nicht gleichgültig. Sie sind alle gleichgroß."

Gütig und milde belehrte er sie: „Es ist nicht gleichgültig. Das Bild mit der Klagemauer muß vor dem Kremlbilde hängen. Denn die Klagemauer ist in Jerusalem und der Kreml ist in Moskau. J kommt vor M. Es muß alles nach dem Alphabet gehen. Unten in der Apotheke ist es genau so."

Sie senkte schuldbewußt das Haupt. Das hatte sie nicht gewußt. Dann hing sie die Bilder in der richtigen Reihenfolge auf und öffnete ein Album, das sie noch nicht angesehen hatte. Sie war so versunken in den Anblick all der Herrlichkeiten, die sich vor ihren staunenden Augen ausbreiteten, daß sie sogar das Essen vergaß. Nur im Anfang hatte sie ein feines, nagendes Hungergefühl gestört; denn das Mittagessen im Missionshause war nicht reichlich gewesen. Aber sie hatte es mannhaft niedergekämpft. Daß sie hier sein, daß sie dieses alles sehen durfte, war wertvoller. Schweigsam wie unten in der Apotheke war sie auch hier oben. Doch während sie unten der Redeschwall der Mutter nicht hatte zu Worte kommen lassen, lähmte hier oben die Ehrfurcht ihre Zunge. War es möglich, daß ein Mensch, ein einziger Mensch, das alles gesehen hatte! Was mußte der Vetter für ein großer Gelehrter sein!

Reisen bilden! Das war ein wahrer, weiser Spruch. Herr Postassistent Langbein hatte ihn immer zitiert und Herr Langbein mußte es wissen. Denn auch Postassistenten reisen und bekommen die Welt zu sehen. Sie können versetzt werden, sie können in einem Eisenbahnzuge Postdienst tun und wenn sie Glück haben, können sie sogar auf einen Überseedampfer kommen, um während der Fahrt die Briefe zu sortieren. Dann fahren sie auf der Strecke Hamburg—Neuyork hin und her oder auf einer anderen Strecke, auf der Postdampfer verkehren. Aber so viel wie der Herr Apotheker würde ein Postassistent niemals zu sehen bekommen.

Mit leuchtenden Augen schaute sie bald auf das Bild, bald auf das Original, das so bescheiden unter ihnen weilte, Kisten und Albums herbeischleppte und sich an ihrer Freude mitfreute. So hatte sie sich die großen Männer immer vorgestellt, groß und bedeutsam, auch in ihrer Schlichtheit. Wie ein ganz gewöhnlicher Mensch saß er da!

„Minchen! Wir müssen gehen. Du weißt. Wenn ich nicht pünktlich meine Mahlzeiten nehme, bekomme ich Magenkrämpfe. Etwas muß ich um diese Zeit essen, und wenn es nur ein kleines Stückchen Kuchen ist. Wir können ja das übrige Zeug ein ander Mal ansehen."

Sie hatte bei dem kleinen Stückchen Kuchen den Apotheker scharf angesehen, aber er hatte es ebensowenig bemerkt, als er das „übrige Zeug" gehört hatte. Wie ein Rausch war es über ihn gekommen, als er in seinen Reiseerinnerungen wühlte und immer wieder anderes, längst Vergessenes vorholte. Stundenlang hätte er noch so sitzen können und wäre nicht müde geworden. Mit aufrichtigem Bedauern sah er die Gäste scheiden, half ihnen gelant in die Überkleider und nahm ihnen das Versprechen ab, bald wiederzukommen. Es tat ihm sehr leid, daß sie jetzt gehen mußten, um Kaffee zu trinken. Aber da die Tante an die regelmäßige Mahlzeit gewöhnt war, ließ sich nichts dagegen sagen. Denn er war als Apotheker ein halber Arzt und durfte niemandem zureden, etwas zu tun, das seiner Gesundheit schädlich sein konnte.

Als die beiden Frauen die Treppen hinuntergingen, kam ihm ein Gedanke. Eigentlich hätten sie den Kaffee auch bei ihm trinken können. Frau Schmidt hätte ihn aufgebrüht und auch ein paar Stückchen Kuchen hätte sie vom Bäcker geholt. Merkwürdig, daß niemand auf diese Idee gekommen war!

(Fortsetzung folgt.)

Das Herz in der Silvesternacht.

Von Margarete Hodt.

Das alte Fräulein Waltenberg hatte schon lange keinen fröhlichen Abend mehr verlebt. Sie war eine pensionierte Lehrerin, lebte friedlich und allein in ihrer hübschen Wohnung und kümmerte sich nicht viel um die Welt. Des Morgens kam eine Aufwärterin und besorgte den kleinen Haushalt, so daß sie schon am Vormittag an ihrem geliebten Klavier sitzen konnte. Bei gutem Wetter ging sie in der Mittagssonne ein wenig spazieren, bei schlechtem saß sie lieber zu

Hause in ihrem Lehnstuhl und las. Des Nachmittags stellten sich gewöhnlich einige junge Mädchen bei ihr ein, die ihre Kenntnisse in Literatur, Kunstgeschichte oder Musik bereichern wollten, und am Abend war sie hin und wieder im Theater. Neben diesen abwechselungsvollen und genußreichen Stunden gab es aber auch viele leere und traurige. Dann sah sie sich manchmal in ihrem traulichen Zimmer um, als fürchtete sie sich vor einem Gespenst. Es hieß nicht Sorge oder Krankheit, auch nicht Langeweile oder gar Verbitterung, sondern man hätte es am ehesten stille Wehmut nennen können. Durch die kleine Wohnung wehte es trotz aller Gemütlichkeit wie Grabeshauch. Fräulein Waltenberg war so sehr allein und sehnte sich nach Liebe, nach einem Menschen, der zu ihr gehörte.

Sie hatte sich schon damit abgefunden gehabt, daß der Silvesterabend einer der traurigen und einsamen sein würde, und nun sah sie sich wider Erwarten in einer fröhlichen Tafelrunde. Eine ihrer Schülerinnen hatte sie eingeladen. Vor ihr glühte Punsch im Glase und auf ihrem Teller lagen köstlich duftende warme Berliner Pfannkuchen. Der Tannenbaum brannte und warf ein stimmungsvolles Licht auf alle die jungen und alten Gesichter. Es wurde gesungen, gescherzt und gelacht. In den bunten Knallbonbons, die verteilt worden waren, hatte man papierene Mützen entdeckt, und die Jugend schmückte sich damit. Fräulein Waltenberg fühlte sich zu alt und zu würdig für eine Narrenkappe, aber sie lächelte freundlich zu dem Lebensübermut der anderen und war gern bereit, ihnen die Karten zu legen. Dabei entwickelte sie so viel feine Ironie, Humor und Geist, daß des Jubels kein Ende war. In der zwölften Stunde sollte Blei gegossen werden, und jeder bekam ein Klümpchen, das geschmolzen als silberhelle Flüssigkeit ins Wasser rann, um darin wieder Festigkeit und Gestalt anzunehmen. Fröhlich deutete man an den krausen Gebilden herum.

„Ich möchte mein Schicksal nicht befragen", sagte Fräulein Waltenberg mit leiser Wehmut. „Ich würde erschrecken, wenn ich mir einen Sarg oder einen Kranz gießen würde. Was ist sonst noch für mich zu hoffen?" Sie schauerte leise zusammen. „Es muß schwer sein, einsam zu sterben."

Mit teilnehmenden Augen sah sie die Gastgeberin an.

„Könnten Sie nicht ein junges Mädchen zu sich nehmen?"

„Um Gottes Willen! Dann wäre es sicher mit meiner schönen Ruhe vorbei."

Unwillkürlich dachte sie dabei an einen Brief, den sie vor einigen Tagen erhalten hatte. Ihre Schwester, die auf dem Lande wohnte, bat sie darin, ihr Töchterchen zu sich in Pension zu nehmen, damit es in einer größeren Stadt eine höhere Schule besuchen konnte. Sie war fest entschlossen, der Kleinen den Eintritt in ihr friedliches Heim zu wehren. Moderne Jugend! Sie würde vielleicht einen Ton in ihr harmonisches Reich bringen, der nicht hinein gehörte.

Mittlerweile hatte das neue Jahr seinen Einzug gehalten. Die Glocken sangen tief und schwer durch die Nacht. Im behaglich warmen Zimmer klangen die Gläser hell und verheißungsvoll. Auf der Straße wurde es lebendig. „Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!" Kinder ergötzten sich an buntem Feuerwerk. Rot, gelb, blau und grün flammte es hier und dort auf. Fräulein Waltenberg stand am offenen Fenster und hob die Augen auf zum Sternbild des Orion, das hoch und klar am dunklen Himmel stand. Es war ihr, als offenbarte sich Gott in der leuchtenden Pracht der Sterne, als verkündeten sie in ihrer schweigenden Majestät ein uraltes Gleichnis von Vergänglichkeit und Ewigkeit.

Eine Stunde später war sie wieder allein in ihrer stillen Wohnung. Der Festjubel tönte ihr noch im Ohr. Die Menschen alle hatten ein Herz, an das sie sich schmiegen konnten, nur sie war so allein, so grenzenlos allein! Das neue Jahr, was mochte es bringen? Sie seufzte schwer. Einsamkeit, endlose Einsamkeit!

In ihrem Schlafgemach versagte das elektrische Licht, und sie zündete daher eine Kerze an. Aber vorläufig stellte sie sie auf ihren Schreibtisch. Sie wollte noch einmal nachsehen, ob denn auch alle Türen sicher verschlossen waren, denn sie fürchtete sich immer ein wenig vor Einbrechern.

Als sie zurückkehrte, war die Kerze umgefallen und erloschen. Das Stearin war auf der glatten Platte zerflossen und wieder fest geworden. Die alte Dame stand und schaute. Vor ihr lag weiß und fleckenlos ein Herz, ein ganz deutliches Herz. Sie löste es sanft mit einem kleinen Messer los und nahm es behutsam in die Hand. Ein Herz! Sie hatte sich geweigert, Blei zu gießen. Nun kam das Orakel dennoch zu ihr. Ein Herz! Das war es, was sie in all ihren leidvollen, einsamen Stunden ersehnte. Leise streichelte die alte Hand über das zarte Gebilde, und mit einem mal empfand sie bang und schwer ihre Sehnsucht und weinte bitterlich.

*

Ein Jahr war vergangen, und wieder senkte sich der Silvesterabend zur Erde nieder. Diesmal dachte Fräulein Waltenberg nicht daran, ihn in fröhlicher Gesellschaft zu verleben, denn das Jahr hatte ihr einen Trauerfall gebracht. Ihre einzige Schwester lebte nicht mehr. Sinnend saß sie in ihrem Lehnstuhl und sah nach den Schneeflocken, die draußen im Schein einer Laterne spielten. Da öffnete sich die Tür und ein etwa vierzehnjähriges Mädchen trat ins Zimmer. Unter seinem Pelzmützchen guckte blondes, lockiges Haar hervor, und ein Hauch von Frische und Gesundheit umwehte die Kleine.

„Ich habe dir etwas mitgebracht, Tante Leni", sagte eine helle, kindliche Stimme. „Vielleicht freust du dich darüber."

Ein zarter Duft schwebte zu der alten Dame hin. Mit einem mal hielt sie einen kleinen Strauß Veilchen und Maiglöckchen in der Hand.

„Ich habe dich so lieb, Tante Leni", zwitscherte die süße Stimme wieder, „und ich bin so dankbar, daß ich dich habe. Wie würde sich die Mutter freuen, wenn sie wüßte, daß wir beide uns so gut verstehen!"

Fräulein Waltenberg sah ganz verklärt aus. Sie dachte an das Herz in der Silvesternacht im vorigen Jahr. Wenn sie es nicht gefunden hätte, dann würde sie vielleicht dem lieben Kind da ihr Heim verweigert haben, und dann fror es wohl nun bei kalten, fremden Menschen. Das Herz in der Silvesternacht! Es hatte ein Orakel verkündet, das sich erfüllt hatte. In der Hoffnung, Liebe von der kleinen Nichte zu empfangen, hatte die alte Dame sie aufgenommen, obgleich sie schon fest entschlossen war, es nicht zu tun. Nach dem Tode der Mutter war es nun selbstverständlich, daß das Kind bei ihr blieb. Nun blickte sich Fräulein Waltenberg nicht mehr furchtsam um in ihrer hübschen Wohnung. Kein Grabeshauch, sondern Jugend, frische Jugend durchwehte, belebte sie. Nun besaß die gute alte Seele, was sie sich in ihrem ganzen Leben gewünscht hatte — ein Herz, das für sie schlug.

Goethe und die Berlinerin.

Anekdote, mitgeteilt von Historicus.

Durch die zahllosen Besuche, die Goethe, seitdem sein Name in alle Welt gedrungen war, oft sehr lästig wurden und ihn von wichtigen Arbeiten und Geschäften zurückhielten, hatte es sich der Dichter zur Gewohnheit werden lassen, alle, die sich bei ihm melden ließen, abzuweisen, es sei denn, daß der Besucher von einer Goethe befreundeten Persönlichkeit empfohlen worden war.

Einmal aber machte der Dichter eine Ausnahme.

Sein Kammerdiener Stadelmann erschien eines Tages im Arbeitszimmer und meldete, es sei eine große, sehr stattliche Dame aus Berlin da, die sich ganz und gar nicht abweisen ließe. Er habe alles Mögliche versucht, um der Besucherin klarzumachen, wie unerwünscht ihr Besuch sei, aber es habe nichts gefruchtet. Sie wolle den „jroßen Jethe" sehen.

Goethe wollte erst auffahren, dann aber reizte ihn die Absonderlichkeit des Falles und er bedeutete Stadelmann, die Frau hereinzuführen.

Sie trat behenden Schrittes ein, beguckte den Dichter, wie man etwa ein Weltwunder anstiert, besah ihn von hinten und vorn, um ja ein umfassendes Bild seiner Persönlichkeit zu gewinnen, stellte sich in Positur und deklamierte:

„Festjemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm jebrannt . . ."

„Na, kenn ick meinen Jethe oder nich, Exzellenz?" sagte sie dann siegesbewußt, — und Goethe lachte, und Stadelmann lachte, und die Berlinerin lachte. Sie lachten alle drei, aber nur zwei wußten, warum.

Ein neuer Erdteil?

Eine phantastische Prophezeiung auf angeblich wissenschaftlicher Grundlage.

Der bekannte Newyorker Geophysiker Edwin F. Naulty hat kürzlich eine aufsehenerregende Vorhersage gewagt, die nichts mehr und nichts weniger als die Geburt eines neuen, aus der Meerestiefe aufsteigenden Kontinents ankündigt. Das Ereignis soll nach den Ausführungen Naultys noch bei Lebzeiten der gegenwärtigen Generation vor sich gehen und eine weit ausgedehnte Erderhebung am Breitegrad des hawaiischen Archipels zur Folge haben. Naulty erwartet, daß hier ein weit erstrecktes neues Gebiet ungefähr in der Mitte des Stillen Ozeans gegenüber der Küste der Vereinigten Staaten plötzlich aus der Tiefe aufsteigen und in Erscheinung treten wird. Naulty, der seit mehreren Jahren die Ozeanographie des Stillen Ozeans zu seinem Sonderstudium gemacht hat, ist der Meinung, daß auf dem Grunde des Ozeans unter der hawaiischen Inselgruppe sich eine Reihe von Erderhebungen

vollzogen hat und daß infolgedessen in kurzem eine große unterseeische Hochebene über der Wasserfläche erscheinen und eine Art verbindenden Zusammenhang zwischen den verschiedenen Inseln der Gruppe herstellen wird. Der neue Kontinent wird angeblich annähernd eine Länge haben, die etwa der Entfernung zwischen San Diego in Kalifornien und dem Königin Charlotte-Sund in Britisch-Columbien entsprechen dürfte. In der Breite dürfte der neue Erdteil die Ausdehnung des Staates Kalifornien zeigen. Sein Territorium würde, wie Naulty weiter ausführt, gut und gern eine Bevölkerung von mindestens 25 Millionen Köpfen ernähren können. Darüber hinaus würde der neue Kontinent für die Nation, die ihn in Besitz hat, eine außerordentlich große strategische Bedeutung haben, und er würde endlich als Handelsbasis von ungeheurer Bedeutung werden können. Seine geographische Lage würde ihm in ausgiebigstem Maße gestatten, die denkbar vorteilhafteste Erzeugung von Zucker, Gummi, Kaffee, Tee und anderen Produkten zu betreiben, wodurch die Vereinigten Staaten, die ja allein als Besitzer dieses Erzeugungslandes in Frage kommen, vollständig unabhängig von jeder weiteren Bezugsquelle in anderen Produktionsländern werden würden. Es ist nach Naulty nicht anzunehmen, daß sich die Erscheinung dieses neuen Kontinents unter erschütternden elementaren Katastrophen vollziehen wird. Der amerikanische Geophysiker behauptet vielmehr, daß der Prozeß des Aufstiegs zur Oberfläche in langsamem, beständigem und stetigem Fortschreiten vor sich geht. Zur Unterstützung seiner Hypothese verweist er darauf, daß sich in den letzten Monaten Zeichen einer ungewöhnlichen Tätigkeit in der Tiefe bemerkbar machen und daß bei den kürzlich gemachten Lotversuchen das Senkblei vielfach an Stellen auf Grund stieß, an denen es vor wenigen Jahren noch unmöglich war, die Riesentiefe des Ozeans durch Messungen genau festzustellen. Mehrere amerikanische Gelehrte von Ruf bezeichnen die Hypothese von Naulty als durchaus beachtlich und betonen, daß seine Argumente für das Erscheinen des neuen Kontinents unbedingt wissenschaftlichen Charakter haben. In Erwartung der Bewahrheitung dieser Hypothese können wir unserer Phantasie für den Flug ins romantische Land des neuen Kontinents freien Spielraum lassen. (Weser-Ztg.)

Bunte Chronik

* **80 Stunden Tanz ohne aufzuhören.** Der Blödsinn, der vor einigen Jahren in Amerika aufkam, einen Zeitrekord im Tanzen zu erreichen, scheint jetzt in Frankreich Nachahmung zu finden. Wie aus Metz gemeldet wird, hat ein gewisser C. H Nicola in einem Tanzlokale zu Rombach (Lothringen) 84 Stunden hintereinander getanzt. Er schlug damit den Italiener Jino Tivano, der in Metz 78 Stunden an einem Stück getanzt hatte. Früher hatte Nicola schon einmal 60 Stunden erreicht. Sein Streben ging dahin, einen Rekord von 100 Stunden zu machen, um dadurch einen Engländer zu schlagen, der es bis jetzt auf 96 Stunden gebracht hat.

*

* **9000 Autos an einem Tage.** Die Fordschen Fabrikationsmethoden mit dem sogenannten „laufenden Band" sind bekannt. Die äußerste Taylorisierung und Arbeitsteilung, die für dieses System charakteristisch ist, hat nunmehr einen bis dahin unerhörten Rekord erreicht. Die Fordschen Werke haben an einem einzigen Tage 9000 Autos hergestellt. Und die stellt Ford nicht nur her, die setzt er auch ab!

Lustige Rundschau

* **Guter Einwand.** Als die Türken 1683 Wien belagerten, sollte ein Überläufer eine Botschaft an Starhemberg, den Kommandanten Wiens, bringen, die nichts als Beleidigungen enthielt. Der Bote wendete ein, daß es ihm den Kopf kosten würde, wenn er diesen Auftrag ausführen müßte. — „Das tut nichts," schrie ihn der Pascha an, „wenn dir etwas geschieht, lasse ich allen gefangenen Christen, die ich im Lager habe, die Köpfe abschlagen." — „Recht schön," erwiderte der Bote, „aber von all den Köpfen paßt mir doch keiner so gut, als mein eigener!"

*

* **Ehestreit.** „Du täuschest dich sehr, Frieda, wenn du denkst, ich habe nur um der Mitgift von 100 000 Mark willen um dich angehalten. Wenn du nur 80 000 Mark gehabt hättest, hätte ich dich auch genommen."

Rätsel-Ecke

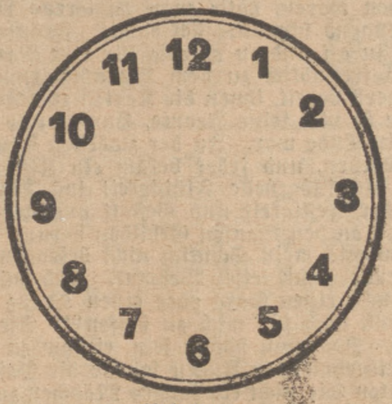
Spitzen-Rätsel.



Die Punkte dieser Figur sind durch Buchstaben zu ersetzen, und zwar derart, daß von jedem Punkt der obersten Reihe senkrecht nach unten Wörter zu lesen sind. Sind es die richtigen Wörter, so bezeichnen die Buchstaben der obersten Punktreihe den Anfang eines zur Zeit vielgesungenen Liedes.

*

Uhren-Rätsel.

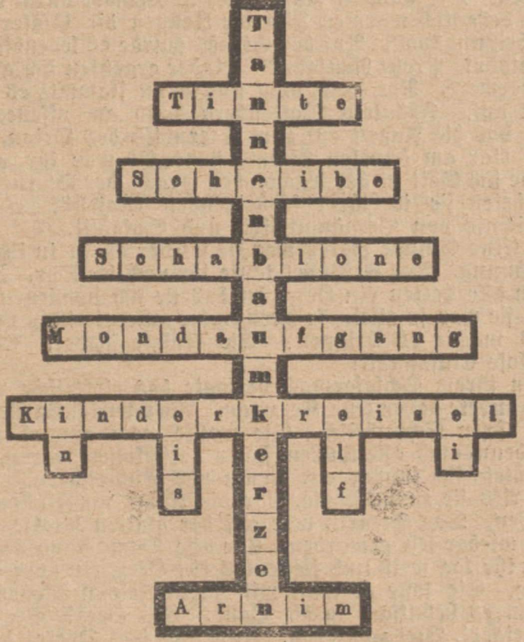


1, 2, 3, 4, 5 = Nadelbaum,
2, 3 = Verhältniswort,
2, 3, 4, 5, 6 = Stadt in Westfalen,
5, 6, 7 = linker Nebenfluß des Neckars,
7, 8, 9, 10 = Zahl,
9, 10 = Nahrungsmittel,
7, 8, 9, 10, 11 = Teil des Baumes,
1—12 = ?

Blenk.

*

Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 225.



*

Auflösung der Scharade aus Nr. 225:

Christbaum.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H., in Bromberg.